

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 100

Mittwoch, den 8. Oktober

1919

Das Wasser kommt!

Roman von Artur Windler-Zannenberg.

16 Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Dem Jungen einen Zettel mitgeben, na ja, das hat er ja gekonnt — aber wie langsam mochte die Nachricht befördert werden. Er wollte mich an den Apparat haben. Er mich! — Himmelsberg, und er hat's durchgehakt. An drei Stellen ist er durch Wind und Regen nach Oberwald getrieben, zehnmal ist er hingeführt und hat den kranken Fuß von neuem verrenkt. Mit zerfetzten Kleibern, mit zerbeuteten, blutigem Schweiß ist er angekommen. Das ist Willenskraft, das ist Selbstverleugnung, meine Herren. So handelt ein ganzer Kerl!“

„Gott segne ihn!“ sagte der Pastor.
„Der Landrat fuhr fort: „Ans Telefon hat er sich geschleppt, und der Postmeister, der Wibel, hat ihn halten müssen, weil er nicht mehr stehen konnte. Ich war auf dem Bureau. Gott sei Dank, und ich konnte helfen mit ihm sprechen. — Da sagte er mir's zu: „Hinterm Eulenberge heute der zweite Wellenbruch heruntergegangen. Guntersbach in höchster Gefahr, heute sofort Militär zur Hilfe! Aber schnell, jede Minute bedeutet Menschenleben!“
Der Erzähler war noch in Aufregung, als er das Erlebnis schilderte. Hochaufmerksam schloß er: „Na, da hab' ich einen Fuß Bloniere rennieren und bin mit ihnen selbst nach der Unglücksstätte gezogen. Natürlich nach der Holzschleife, von der die Gefahr drohte, und nach Oberwald, denn über Guntersbach wären wir nicht mehr herausgekommen, wenn aus das Wasser entgegenging.“

Beim Postmeister lag er. Auf fünf Minuten suchte ich ihn auf, während die Bloniere zur Holzschleife weitermarschierten. Ja, Donnerstags, keine Ahnung hat' ich, daß ich ihn so fände! Er glaubt' ich, er wäre beim Marsch nach Oberwald gestürzt, oder dann erfuhr ich, daß es am Tage zuvor geschah — na, und so weiter — Meine Herren, ich hab' keine Nerven, wenigstens bildete ich mir's ein, aber wie ich den aufgeschwollenen, blutigen Fuß sah, ist mir wie 'n ganz klein bißchen schief geworden. Daß einer mit dem Schlenkmergen, die er gehabt haben muß, das hat leisten können, ist unter uns gesagt, 'ne Bieher!“

„Der Landrat,“ sagte der Geistliche, sein greises Haupt schüttelnd.

„'ne Bieherlei gegen sich selbst! — Von Oberwald aus habe ich nach einem Arzt geschickt. Ob das Bein erhalten wird, weiß ich nicht. Vielleicht müssen sie ihm's abkneipen, und dann kumpelt er als Krüppel durchs Leben. — 'ne tolle Sache, einjaß 'ne tolle Sackel!“

Der Schultze sah mit nachdenklichen Augen vor sich hin. — „Der Guntersbach hat er gerettet, und daß besonders der Hardthof steht, verdankt er ihm. Er hat ihn erhalten.“ Der Schultze sprach nichts mehr. Er dachte an das Gespräch mit der Leutholdbäuerin in der vom Wasser geräumerten und fortgerissenen Jasminlaube.

Gott hatte den Eid gehört.
Werner hatte den Hardthof, das heilige Vätererbe, erhalten in Sturm und Not.

14.

Gleich, nachdem Otto von Reinhard heimgekommen war, die Nacht mußte er in Guntersbach bleiben, rief es die Postmeisterin in Oberwald an.

Doktor Hof war geholt worden und hatte den Verletzten lange und gründlich untersucht. Entsetzt war er gewesen über die furchterlichen Entzogen, erkannte, daß der Fuß nicht noch schlimmer ausseh. Er gab Hoffnung für seine Erhaltung, aber nun sei wochenlange Ruhe Pflicht, einem Transport des Kranken müsse er sich auch entschließen widerstehen.

Dann hatte der Landrat berichtet, was sich in Guntersbach zugefallen, und für den späten Nachmittag, dann, wenn der Arzt wieder dagesen sei, seinen Besuch angekündigt.

Und er sah pünktlich zur Stunde am Lager des Verletzten, wie er es versprochen hatte.

Die Hand des Freundes hielt er in der seinen.
„Respekt hab' ich vor dir, höchsten Respekt! Und gelernt hab' ich, daß einer sentimental und doch verständig tapferer Tatkraft sein kann. — Daß du hier 'nen längeren Aufenthalt bei der Postmeisterin nimmst, ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Du siehst nicht ganz beruhigend aus mit der zerfundenen Nase und dem Woge überm Ohr.“
Werner lachte.

„Du bist noch immer derselbe —“ sagte er.
„Na, Gotte doch, man muß verbraucht werden, wie man ist. Mir gefasst du auch so, ich seh' nicht aufs Neuzere, aber 'ne junge Dame! 's ist gut, daß sie sich vorher in dich verliebt hat —“

„Seh' ich so greulich aus?“

„Einfach scheußlich!“ sagte Reinhard.

Er zog einen Taschentuch hervor und reichte ihn dem Freunde: „Da, bitte, benutze dich selbst —“

„Na ja, etwas verwaschen und zerkratzt, aber is sind Hautwunden, das heilt alles —“

„Bis zur Holzschleife! Ja, mein Junge, und ich bin dastu, daß es recht schnell heilt, denn alles in allem, deine Liebesgeschäfte ist auch für uns anderen 'n bißchen anstrengend!“

Sie hatten gleich eingangs von Toni gesprochen, taufend fragten ganz Werner gehabt und viel erfahren, aber nichts davon, daß die Geliebte auch krank lag. Bei diesem tabakalen Patienten war zu erwarten, daß er ärztlichen Hilfe zum Trotz, seine Ueberführung nach Guntersbach erzwingen. Jetzt kam Werner wieder auf seinen Wunsch zurück, Toni zu sehen. Da Vater und Mutter, nun, da jeder Überdruss gegen das Verbleiben aufgegeben sei, nicht die Tochter hierher begleiten könnten? Auf eine Stunde, auf zehn Minuten, wenn's nicht anders sein durfte.

Aber der Freund wußte so energisch zu raten, daß er dem guten Mädchen keinen Schrecken einjagen durfte, daß er, um Toni's willen, seine eigenen Wünsche zurückstellen müsse, daß Werner sich heutzutage fügte.

Wentend sagte er: „Und ich habe nichts mehr. Selbst das nicht, was ich auf dem Leibe trug, denn es ist zerfetzt und ruiniert. Da gibst' noch eine Strapaze für dich, mein armer Otto. Entleiden mußt du mich vom Kopf bis zu Fuß. Die Trimmer mitnehmen, die man mir hier vom Leibe geschnitten hat, und danach müssen Drossenheimer Kränker für Not und Hemd, für Stiefel und Strumpf Maß nehmen. Ein Wunder, daß ich noch Weid habe. Auf der Landbahn liegt's. Wäre es in dem Holzschleifenbaue gewesen, könnt' ich jetzt im Schlamm nachgraben —“

„Na, ganz so schlimm ist's ja nicht, Werner, der Leutholdbäuerer hätte wohl Kredit —“

Ein Schatten der Trauer zog über Werners Gesicht.
„Leutholdbäuerer! Ja, das bin ich nun. Den Storch habe ich beneidet um sein Nest, weil mir nichts gehörte, und nun, da mir alles zufiel, kann ich mich nicht freuen. Zu schrecklich ist's, was mich in den Besig brachte.“

„Was die Zeit wirken!“
„Ja, sie heilt alles! Du hast recht. Und ich will's nur gesehen, wie ich hier, so für mich allein lag, hab' ich auch schon Bläne gemacht, wo nun alles kommen werde.“

„Ah, da bin ich gespannt —“
„Ich bin kein Bauer und kann keiner werden. Das ist berypucht und doppel für immer. Mich hat die Kunst nie widerwillig, und ich bleib' ich frei. Wenn Toni will, nehme ich den großen Auftrag nach Australien an, die Arbeit ist dann unsere Drossenwerke. Aber später möchte ich

nach und sagte schließlich: „Ja bewahre die Schlüssel zur Kirche hier gegenüber auf. Wenn Sie wollen, können Sie in die Kirche gehen und in den Wänten sitzen oder liegen, bis die Mitter morgen früh frei werden. Ich werde Sie einschließen.“ — „Gefasst, gelan, denn Not kennt kein Gebot. Die Schauspielerei ließen sich in der Kirche nieder, und auch der Wirt ging schlafen. — Alles war schön und gut bis 6 Uhr morgens, als der Wirt durch das Klauen der Kirchenglocken geweckt wurde. In der Schlaftrunkenheit wunderte er sich erst, wer so früh die Glocke läute. Dann entzann er sich aber der Schauspielerei und sagte zu seinem Sohn: „Karl, spring rüber in die Kirche und sieh, was los ist.“ — Karl war nach wenigen Minuten zurück. „Vater,“ sagte er, „der Herr in der neunten Bank läutet nach seinem Frühstück.“

Schweres soll verstaatlicht werden. Das französische Parlament beschäftigt sich zurzeit mit einem vom Ministerium der schönen Künste vorgelegten Gesetzentwurf, die Verstaatlichung der Porzellanmanufaktur von Sevres bezweckt. Nach einer Meldung des „Temps“ zeigen sich große Widerstände gegen diese Absicht, das historische Unternehmen, das sich bisher dank jährlichen großen Subventionen der französischen Regierung mehr Unterhaltungen und Versuchen als einer umfangreichen Produktion widmete, zu einer Porzellanfabrik zu machen, die dem Staat durch einen großen Umsatz Gewinne einbrächte, statt ihm gewaltige Summen zu kosten. Das sogenannte Geheimnis von Sevres sei eine Legende. Das Porzellan würde dort ebenso hergestellt wie in anderen Fabriken auch, nur die Arbeitsmethoden der Manufaktur und der Fabrik seien verschiedene. Man müsse sich dagegen wehren, daß durch den neuen, scharfen Wettbewerbs die private Porzellanindustrie in ihrer Existenz bedroht würde, zumal die Regierung für die Umwandlung der Sevres-Manufaktur einen Kredit von 800 000 Francs fordere. — ml.

Ein anatomisches Notwendiges. Eine Erfindung, die, wenn sie sich bewährt, von außerordentlicher Bedeutung für die Schifffahrt sein dürfte, hat der junge schwedische Ingenieur Erik Nordquist gemacht. Sie besteht aus einem Vor, das es einem Schiffe möglich macht, selbst unter Verdrängung einer großen Geschwindigkeit die Tiefe des Wassers, das es unter sich hat, zu bestimmen. Das gebräuchlichste Notwendiges ist sehr beschwerlich und zeitraubend und muß mehrfach wiederholt werden, wenn es einigermaßen zuverlässig sein soll. Die Nordquist'sche Anordnung baut sich auf der Eigenschaft des Wassers auf, den Schall sehr gut zu leiten. Die Tiefenmessung geht auf akustischen Wege und zwar so vor sich, daß vom Fahrzeug ein kurzer Ton in bestimmter Höhe ausgesandt wird, wobei ein Schreibapparat die Zeit der Ausbreitung des Tons und der Rückkehr des Schalls durch das Wasser aufzeichnet. Hierbei wird der Bodenpunkt, der den Ton im rechten Winkel trifft, am stärksten angemerkt; gleichzeitig aber werden schwächere Aufzeichnungen auch für andere Bodenpunkte gemacht, die innerhalb der Reichweite des Apparats liegen. Indem man selbständig die Tonendung wiederholt und die Aufzeichnungshöhe für die verschiedenen, vom Ton getroffenen Bodenpunkte vergleicht, kann man feststellen, ob man sich einer Untiefe nähert oder sich von ihr entfernt. Gleichzeitig wird ein genauer Aufschluß über die Grundverhältnisse erzielt. Die Anordnung hat natürlich vor allem Bedeutung für die Küstenerschifffahrt. — f.

Ein Sportduell. Kürzlich fand in Kopenhagen ein Fußballkampf zwischen zwei Mannschaften statt, die aus Schauspielern der Theater der dänischen Hauptstadt zusammengesetzt waren. Sportleute erörtern eine hinterer Einspruch gegen die Herabgabe des Fußballplatzes zu einer solchen „Scherzvorführung“. Das liegen sich natürlich in ihrer Sportehre getränkten Schauspieler nicht gefallen, und Herr Johannes Poulsen vom Postbureau erklärte öffentlich, Schauspieler wären ebenso gute Sportleute wie Kaufleute und Handwerker. Er forderte einen beliebigen Sportmann zum Kampf im Reiten, Rudern, Fedten und Boxen heraus. Diese Herausforderung ist von einem alten Sportsman, einem Großkaufmann, angenommen worden. Durch einen offenen Brief erklärt er sich bereit, sich mit Poulsen erst im Reiten und Rudern über eine halbe und anderthalb Meilen und dann im Fedten mit blanker Waffe „line sine“ zu messen. Er ist auch zu einem Boxkampf bereit, obgleich er sagt, daß er noch niemals einen Boxhandschuh auf der Hand gehabt habe. — ml.

Wann wir in Zukunft mehr essen? Der bekannte badische Historiker Hansjohann erzählt in seinen Lebenserinnerungen von dem Kaiser, den er 1869 in Baden bei Baden

hatte. Der „große Krabbe“, wie er genannt wurde, hatte das Hungerjahr 1817 mit seinem Kleinstbrot und den gebackten Bienenwaben in besonders lebhafter Erinnerung behalten. Er sagte ihm, daß er von jenem Jahr an, wo er immer Hunger gehabt, stets eine übermäßige Luft nach Essen in sich verspürt habe, so daß er bis zur Stunde jeden Tag zweimal zu Mittag und zweimal zu Nacht essen könnte. Die Ehmantel sei aber zweifelsohne ein Geschenk vom Jahre 1817 her. So wie man aus einer Zeit, urteilte er ganz geistreich, Gedanken fassen und erbe und sein Lebtage behalte, so könne man auch den Hunger erben aus einem Hungerjahr, wie den Durst von einem trunkfächtigen Vater. Er selbst habe in den vierziger Jahren aus der Zeitströmung seine freigeitlichen und demokratischen Ideen bekommen und sie seitdem so wenig verloren als seinen Appetit seit 1817. Dieser Fall ist sehr lehrreich für die Beurteilung der Frage: Werden wir in Zukunft mehr essen (d. h. wenn wir mal mehr haben werden)? Es gibt Leute, die glauben, sie würden die Mäßigkeit im Essen und Trinken, an die wir uns gewohnungsgemäß gewöhnen müßten, beibehalten. Aber dieser Optimismus dürfte eine Täuschung sein. Unstreitig werden wir mehr essen als in der Kriegszeit, weil wir fünf Jahre lang zu wenig bekommen haben, aber werden wir dieses Mehressen dann auch beibehalten wie der Hansjakobsche Krabbe? Das wäre für Deutschland schlimm genug. —

Schwedischer Humor. (Zu früh gefreut): „Vater will ein Schwein schlachten,“ sagte der Sohn des geizigen Weissens zum Vater, „und da soll ich fragen, ob der Herr Lehrer nicht einen Schinken haben möchte. Es ist ein richtiges, fettes Schwein.“ — „Gehst du mir das, mein Kind,“ erklärte der Schulmeister und lachte sich die Lippen. „Sowas bekommt man nicht oft in diesen Zeiten. Gräße deinen Vater und danke ihm, dem Ehrenmann.“ — Eine Woche verging, aber der Lehrer hörte nichts von dem Schinken. — „Na, Jan,“ sagte er eines Tages zu dem Jungen, „der schöne Schinken, den hast du wohl selber gegessen, glaube ich?“ — „Nein, Herr Lehrer,“ sagte der Junge, „Vater hat das Schwein nicht geschlachtet.“ — „Wie kam denn das, mein lieber Jan?“ — „Ja, das Schwein ist wieder gesund geworden!“ — e.

Wieder Simplicissimus. Ueber das Thema „Demotischen“ schreibt einer meiner Schüler: „Täglich begab ich Demotischen an einen gewissen Ort am Westende des Meeres, um sein Organ auszubilden.“ (Simplicissimus.)

Der Stammbaum. Ein Junge warf mir die Fenster-scheibe ein. Wutentbrannt stürzte ich hinaus, um die Veronalien festzustellen. „Wie heißt dein Vater?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Wie alt bist du denn?“ — „Sieben.“ — „Was? Sieben Jahre alt und weicht nicht, wie dein Vater heißt?“ — „Na — die Mutter ist schon dreißig alt und weiß es nicht.“ (Zugend.)

Wichtige Kritik. A.: „Wie hat Ihnen mein neuer Gesichtsbild gefallen?“ — B.: „Ich habe ihn mit Vergnügen aus der Hand gelegt.“ (Dorfbarbier.)

Literatur.

Der neueste „Wochensroman“, „Der dem Erwachen“ von Manny Lambrecht, spielt im besetzten Gebiet. Er legt ein würdiges Zeugnis ab von dem neuen Geist, der uns aus bitterer Not herausführt; er ist auch ein köstliches Preisstück auf die ewig junge Urkraft der florentinischen Liebe. Die „Wochens“ ist überall erhältlich.

Artur Krauswetter, zum Herrschen geboren. Roman Martin Wernke Verlag, Berlin W. 9. — Krauswetter's Name hat einen guten Klang. Und das mit Recht. Verdankt er doch seine große Beliebtheit der überaus spannenden Schreibweise, welche neben guter Unterhaltung eine fülle geistiger Anregung bietet.

Von der Menschheit und Kunst. Ein hübsches Buch in Oktavformat in geschmackvollem Umschlag. Von Dr. Rich. Jahnke. Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Unter diesem Titel erscheint in dem Verlage ein Büchlein aus der Feder des neu ernannten Leiters des preussischen höheren Schulwesens, des Abteilungs-Dirigenten im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Geh. Regierungsrat Dr. Jahnke. In bunter Reihenfolge, so, wie sie ihm gekommen sind, bietet darin der Verfasser seine Gedanken über der Menschheit Art, die meist wenig erfreulich ist, bald in bitterem Ernst, bald mit leichtem Spott.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrichs, 63, Bernauer Str. 63.

n Guntersbach bleiben, damit ich Vater und Mutter Hardt auch das Beste und Beste raube, was sie haben.
Ein Umbau des Wasserlaufs könnte Kellerräume geben, Toni als große Landfrucht könnte schaffen, wie sie wohl geräumt hat, ehe sie mich wieder sah. Meiden Arbeitsstoff ill ich mitbringen von unserer Jagd und Jagdrelig von im ernten. Wenn uns die Luft fast, oder wenn die Vorrats- hener der Kunst leer zu werden droht, fahr man wieder ein Beilchen in die Welt hinaus. Ich allein, aber Toni mit mir. rau Venne soll bei uns haufen, wenn sie will, und halt- alten, wenn wir nicht da sind.

„Sieh“, sieh“, ein ganzes Programm! Na, wenn man o fill für sich liegt, schmiedet man die Zukunft. Aber, er sorgt für die Kunst so reich trägt, daß die Feder- achtigen können. Es sie dir jetzt schon so reichlich trägt.
„Wag darüber habe ich nachgehoben. Einst sollten die eben Götze in eine Hand kommen, in die Hand meines heuders. Vater Hardt wird nun über beide verfügen. Was e behält, was er verkauft oder verpackt, mir wird es sein, was er beschließt, will ich auch. Ich bleibe noch mer in seiner Schuld, denn er gibt mir so viel! Und was die Kunst bringt? Dem rechten Künstler geue, und h hoffe, ein rechter Künstler zu sein, denn der Meister in Händen hält mich dafür.“

So war es Abend geworden und Kerstenua nahm Ab- scheid. Er wanderte zur Waldschänke, wo der Waldgeist in die Heerstraße mündete. Dort stand sein Wagen, mit dem er nach Droßelheim zurückkehrte. Ein barfüßiger Junge such ihm ein Bündel bis zum Wagen. Berners Kleidung, auch die Neu-Anschaffungen vorgenommen werden sollten.

Wochen waren vergangen.
Toni und Werner waren gesund und am Harthausen immerten die Zimmerer den neuen Saun, welcher an die teile des alten, fortgerissenen, gebaut wurde. Auf dem ant sah das Brautpaar und plauderte über Gegenwärti- keit und Zukunftsproben.

Da trat Vater Hardt durchs Vorgatter des Hofes.
„Die Sache ist abgemacht“, sagte er, auf Werner zu- gehend, „nun habt ihr euch noch einverstanden zu erklären.“
„Du weihst, Vater, wir sind es — ohne Vorbehalt.“
Der Schultze setzte sich zu ihnen auf die Bank.

„Dir, Werner, muß ich volle Megehoheit geben. Der ardtshof soll in der sicheren Hand eines rechten Bauern eiben. Dräben im Gultental wohnt ein Bruder von mir. wei Söhne hat er. Der Aelteste erbt dort den Hof, und er Jüngerer, weil für ihn zu Hause kein Platz war, blieb im Militär. Er hat kapitalisiert und wäre mal in eine lsbverorgungsstelle getreten, wenn seine Zeit am war. Ulrich ist Landwirt mit Reis und Seelie. Ein tüchtiger ann. Er soll hieher. Der bunte Kock hängt er an den agel und wird einmal Harthofbauer nach mir. Mit ihm n ich einig. Jetzt habt ihr euer Vmen zu sagen.“
Ertraunt sahen Werner und Toni auf.

„Wir?“ sagte Toni.
„Ich denke, im Harthofe gibt es nur einen Willen“, igit Werner hinzu.

Der Schultze lächelte, dann aber wurde er tieferst.
„Das war einmal. — Wille muß sein, ohne Willen und raft keine Ordnung. Aber der Wille soll nicht Trost d Eigenfinn sein. Ich habe es erfahren, ich habe Schwere- tragen, und manchmal in der Nacht kommen schlimme räume, Kinder.“

„Vater!“ Toni war es, die sich an ihn lehnte.
„Ja, Kind!“
„Und ich war troglig!“
„Ja, aber du wärst es in der Abwehr.“
Er nickte sie, und sie waren einig.

„Wiß, nun zu der ehelichen und rechten Auseinander- setzung. Du, Toni, bist meine gesetzliche Erbin. Will ich er den Harthof im Stamme Hardt erpösten, dann müßt ihr, du und dein Mann, dem Ulrich Rechte abtreten. Er wird Mierbe, bis er euch auszuheilen kann, und dann geht ihm der Harthof ganz. Wollt ihr das in Friede und Lede?“

„Ja!“
Das Klang von beider Munde zugleich. Volk und bestimmt.
er Wille aber sagte:

„Gut, so will ich es auch, ich, der Harthofbauer. Ein ich zieht hier ein, der ein Bauer wird, wie er soll. desers Satz, wenn ihr wiederkommt von eurer Weltfahrt, l er hier schon wirtschafte, nach altem Brauch, nach tem Brauch. Zweht unter mir und, wenn ich es ihm

lassen kann, allein. Entlasten mich er mich, damit ich mich um den Leuthofhof kümmern kann und den Bau dort. In acht Tagen kommen die Kassenanschläge und die Rechnungen aus Droßelheim.“
Ende.

Der Fahrchein.

Von Peter Escher.
(Nachdruck verboten.)

Auf die Tram Bahn sprang jener Mann, der immer besorgt ist, seine Umsticht und Tüchtigkeit im öffentlichen Inter- esse vor aller Augen zu betätigen.

Er kam einem Manne gegenüber zu stehen, der seihen seinen Fahrchein begaht und — Gott mag wissen, aus weicher leichtfertigen Meinung — achtlos weggedorren hatte. Der Tüchtige, solches noch eben bemerkend, sah den andern sogleich durchdringen an, tippte ihm mit dem Zeigefinger gegen die Brust und sagte mit einer Geste nach dem ent- flatternden Bettel: „Sie werden nachjagen müssen ... wenn der Kontrolleur kommt!“

Der Leichtfertige, nur so oberhin nickend, zeigte geringe Empfanglichkeit, was den Letzteren bedeutend kränkte — nicht aus Eigenliebe, sondern weil es sich einfach nicht gehört, daß man wohlmeinende Ratsschläge mit Nichtachtung vergilt.

Solche Verletzungen sittlicher Prinzipien werden mit Recht vom Himmel geahndet — wie sich zur Freude des beleidigten Manne alsbald erwieh, indem schon an der nächsten Halte- stelle der Kontrolleur aufsprang, der den Leichtfertigen ab- ligte, einen neuen Fahrchein zu kaufen.

Ist aber einem tüchtigen Menschen die Freude einer ehr- lichen Genugtuung gebührt? Es scheint nicht so. Denn was soll man dazu sagen, daß jener Herr aus den neuen Schein kaltblütig und verschwenderisch besahte und achtlos irgend wohin stopfte, ohne im mindesten besäumt oder auch nur zu einem anerkennenden Blick auf den getreuen Markt bereit zu sein.

Letzterem slog alsbald eine scharfe Wde ins Gesicht und er sagte, vor Erregung schwer atmend und wieder mit dem Zeigefinger tippend: „Sehn Sie! Was habe ich gelagt!“

Ist es aber zu glauben, daß sogar dieser berechtigste kleine Anspruch auf ein bißchen Genugtuung über bewiesenes Wohl- wollen kalt abgelehnt wurde? Es ist kaum zu glauben und man versteht es fast (wenn man es auch nicht ge- rade billigt), daß der beleidigte Mann aufschrie: „Das hat man von seiner Gutmütigkeit! Das hat man davon!“

Noch lerne einer die Menschen kennen! Als der tüchtige Mann diesen Aufseher hervorgerufen hatte, sah ihn jener höchst eigentümlich lächelnd an und bemerkte: „Sie sind ja besorgt um mich! Ich bin ziemlich erkrankt!“

„Ich bin ziemlich erkrankt!“ sagte er und lächelte dazu auf eine feivole Art, daß dem anderen vor Erregung alle Glieder schwankten. „Nerr!“ Jhrte er mit überschuppender Stimme — „das mir! Sie sind ein — ein — ein —“

Da er aber ein wahrhaft tüchtiger Mensch war, welcher aus Prinzip auch in der Erregung nur gerade so weit geht, daß er sich nicht in Verlegenheit bringt, sagte er nicht, was der andere „für einer“ sei, sondern er schamste, spru- delte und zögerte nur eine Zeitlang, wosel er nicht unterließ, die Umstehenden zu Zeugen anzuziehen, daß er für seine Gutmütigkeit nichts als Undant und Wecheldigung gelernt habe.

Mittlerweile las der Undankbare mit Interesse in seiner Zeitung; er bemerkte nichts von der ihm freiditenden Ein- stimmung der anderen, die ihm zügend Schuld beimesen, daß sein mangelndes Entgegennommen festliche Grundlage für einen freudig erhofften Weidigungsprozeß zerhakte.

Als dieser Mensch schließliche an seiner Haftstelle un- besangenen heiter abspang, waren sich die Zurückbleibenden einig, daß es schon wirklich eckhafte Burden gibt, und nachdem sie sich noch geraume Zeit ihrer gegenseitigen Tücht- gkeit und Wohlgenahtheit versichert hatten, hüpfen sie einer nach dem anderen ab und liegen den tüchtigen Mann in dem mählich sich färenden Bewußtsein zurück, daß ein selbstloses Wirken letzten Endes doch erkannt und durch den Beisall Gleichgeinnter ausgezeichnet wird.

Ein seltsames Tierparadies.

Barthrufter im 20. Jahrhundert.

Die Religion der Barzi, d. h. derjenigen Indes, die unfröhlich herrlicher Bekennung, der uralten Glauben

legte Voreaters oder Javathuras treu geblieben sind, be- sichtigt ihren Anhängern, alle lebenden Tiere nach Möglichkeit zu schonen und zu pflegen. Ein strenggläubiger Barzi darf also ein krankes Tier nicht töten, sondern ist verpflichtet, es ebenio wie den Menschen auch im franten Zustande bis zu seinem Tode zu betreuen. Um nun diesen tierfreundlichen Vorschriften auch wirklich eine Befolgung zu erandlichen, hat, die Kaufmann berichtet, ein reicher Barzi der Stadt Dembhi, die im Laufe der Zeit der Mittelpunkt aller in Indien lebenden Barzi geworden ist, ein Tierhospital, das Binjakopol, spendend, in dem frante Tiere aller Art Auf- nahme finden. Diese Idee ist zwar an sich recht schön, da aber im Spital den Tieren feinerlei Behandlung, sondern nur Pflege zuteil wird, die Leiden also nur verlängert und nicht egehet werden, so hat es im Grunde genommen deshalb nur wenig wirklichen Wert.

Die Tierfreundlichkeit der strenggläubigen Barzi geht abrigens so weit, daß sie auch das Ungezieser, das sie be- lästigt, nicht töten, sondern nach glüdlich und sorgfältig vollkommenem Fang ebenfalls im Tierhospital abliefern, wo ein eigener Raum für diese „Obdachlosen“ eingerichtet sein soll. Da diese Tierchen nun aber auch ernährt werden müssen und Menschenblut denn doch nicht auf den täglichen Speisetzettel des Spitalis vorgezeichnet steht, so hat man die Einrichtung getroffen, das framme Parzi arme Stall mieten, die sich für ein kleines Entgelt dem pfegebredigsten Un- gezieser zur Verfügung stellen und sich von ihm das Blut abzapfen lassen. Das Ungezieser in Bombaj braucht somit efrne Hungersnot zu befürchten. Ganz entgegengezt den Barzi, sind die Hindu, denen ihre Religion sogar die Tier- Verehrung vorschreibt, sehr graufame Tierquäler, die ge- legentlich auch nicht davor zurüchgreuden, die Tiere, die ihnen heilig sein sollen, wie z. B. die Ochsen, sehr hart- bergig zu behandeln, sie übermäßig anzustrengen und dabei nur ungenügend zu füttern.

Bunte Zeitung.

Der Begründer der Pariser Stadtpost. Auch Frankreich hatte seinen „Lheru und Loris“, einen Edelmann, der sich auf dem Gebiet des Postwesens sehr verdient gemacht hat. Er hieß Baron de Chamouffet, kamte aus Savoyen, war ein Menschenfreund und ein tüchtiger Pläne- schmieder. Schuldet man ihm doch die Anlegung zu den ersten Versuchen der gegenseitigen Hilfsversicherung und ins- bere andere der Versicherung gegen Brandschaden. Er war es auch, der zuerst auf den Gedanken kam, in den Städten einen postähnlichen Anstalt einzurichten, der bestimmt war, die an die Stelle der sich dahin beziehenden, dem Gedanken- austausch der Bürger dienenden Etkippen zu treten. Lange vor ihm hatte man bereits versucht, zwischen den verchiedenen Bezugsregionen Verbindungen herzustellen. So bestand bei- spielsweise bereits seit dem 13. Jahrhundert ein Boten- dienst zwischen der Universitit Paris und den Hauptplätzen, aus denen ihre Studenten kamen. Diesen Botendienst besorgte eine Organisation von Käufern, die sich darauf beschränkten, den Studenten die ihnen überwiebenen Gelder und kurzen Nachrichten zu übermitteln. Ludwig XI. ver- vollkommnete diesen Botendienst durch die Schaffung der „königlichen Post“, deren sich seine Untertanen bedienen durften, mit der einschränkenden Bedingung indessen, daß sich der König das Recht vorbehält, die seiner Post anver- trauten Briefe zu öffnen und auf ihren Inhalt zu prüfen. Es ist das der Ursprung des berüchtigten „Schwarzen Kab- netts“, das ja auch noch heute hier und dort im Verborgenen blicken soll. Zwischen den königlichen Boten und den pri- vaten entbrannte bald ein heftiger Konkurrenzkampf. Das königliche Gdtt vom Jahre 1576, das die königlichen Brief- träger ermächtigte, das Porto für die Privatkorrespondenz einzulesen, fürte empfindlich das Privilegium der Univer- sity, die sich bis dahin den Postdienst gesichert hatte und sich dieses Dienstes bediente, um mit den Geusen zu kon- spizieren. Aus diesem Konflikt ging schließlich die Königs- macht als Sieger hervor. Heinrich IV. bestätigte das Gdtt vom 1576 und übertrug die Leitung der „königlichen Post“ an Fouquet de la Barrenne und Sully. Seit 1522 sorgte der Kardinal von Richelieu für den ordnungsmäßigen Ver- kehrsdiens der Post, gründete in den Städten Postämter und stellte den ersten Poststarif auf. Das einfache Brief- porto betrug danach für einen Brief zwischen Paris und Dijon zwei Sol, nach unserm Gelde 15 Pfennig. Drei Sol zwischen Paris und Lyon, Paris und Bordeaux und Paris und Toulouse. Für schwere Briefe betrug das

Porto drei bis fünf Sol, und für die Beförderung großer Pakete wurden fünf bis 8 Sol per Linze Gewicht berechnet. Im Jahre 1672 übertrug Louis, der Oberintendant der Post, das Postwesen gegen Zahlung von einer Million in Bar und einer jährlichen Post von einer Million Livre an einen gewissen Lazare Batin. Trotz der hohen Belohnung kam Batin sehr gut auf seine Rechnung, und sein Post- dienst gewann beständig an Ausdehnung und Zuverlässigkeit des Betriebes. Noch immer bestand aber für die inneren Staabzwecke kein eigentlicher Postbetrieb. Diesen einzu- führen war Baron de Chamouffet vorbehalten, der im Jahre 1758 das Privilegium erhielt, auf seine Kosten die Pariser Stadtpost zu organisieren. Auch er verdiente dabei schönes Geld. Brachte ihm doch bereits das erste Betriebsjahr ein Gewinn von 50 000 Livres, was befreilichsweise schließ- lich den Staat bestimme, Chamouffet mit einer Lebens- rente von 25 000 Livres abzufinden, was aber immerhin ein wahres Butterbrod bedeutete, wenn man bedenkt, daß Chamouffet neun Postämter, 395 Briefkästen und 117 Brief- träger besaß. Chamouffet machte im übrigen als erster Philosoph gute Miene zum bösen Spiel und zwar hochherzig genug, seine Penie zur Ausstattung von Krankenhäusern zu verwenden.

Ein 9750 Meter hoher Drahtenaustausch. Am 1. August 1919 erreichte ein Drahtenaustausch des Oberatoriums in Lindenberg eine Höhe von 9750 Meter, also eine größere als die höchste Erhebung der Erde, der Caucasus (8840 Meter). Der weltgrößte Aufstieg ist, wie „Das Wis- sen“ mittelt, im Jahre 1917 am gleichen Oberatorium mit 8200 gemacht worden. Aufstiege veranstaltet das Ober- vatorium täglich zweimal zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken. Wenn durch registrierende Instrumente auch die erreichten Höhen 700 Meter nur selten überschritten, so ist doch das durch registrierende Instrumente genommene Beobachtungsmaterial sehr wertvoll. Ein regelmäßiger Luft- verkehr, der sich gerade in den unteren Höhenkilometern ab- wickelt, wäre ohne solche Beobachtungen nahezu unmöglich. Der große Wert der hohen Aufstiege liegt vor allem darin, daß durch sie die Sicherheit der Wettervorhersage wesentlich erhöht wird. Als Einzelheiten des Aufstieges sei bemerkt: „Es waren nötig acht Drahten von insgesamt 63 Quadrat- meter Tragfläche und 15 000 Meter Galtebraht in der Stärke von 0,6 bis 1,0 Millimeter. Drahten und Draht wogen zusammen 120 Kilo. Der Galtebraht hatte einen Zug von 143 Kilometern anzuhalten. Das in den obersten Drahten befindliche Registrierinstrument zeigte in der höchsten Höhe eine Temperatur von 37 Grad Celsius an. Die Windhöhe war hier 20 Meter in der Sekunde, eine Windgeschwindigkeit, die an der Erdoberfläche nur über dem freien Meer und auch dort nur selten beobachtet wird. Der Luftdruck be- trug 216 Millimeter Quecksilberhöhe, also etwa 27 des Druckes am Boden.“

Die Tornea-Japanbahn fertig. Zwischen Schweden und Finnland, deren Grenze der in den Vottischen Meer- buien fließende Torne-Fluß bildet, bestand bisher keine Bahn- verbindung, da die zaristische Regierung aus politischen Grün- den den Bau eines Eisenbahnbrückes über den Fluß nicht zuliess. 1916 wurde endlich nach langen Verhandlungen der Bau der Bahnbrücke in Angriff genommen, und am 6. Oc- tober soll nun die Bahn, die die Grenzstädte Tornea und Japaranba verbindet, feierlich eingeweiht werden. Es waren zwei Arme des Torneflusses zu überbrücken. Die große Brücke über den Hauptarm spannt sich in acht Bögen, vier von 60 Meter freier Spannweite, zwei von 40 Meter und zwei von 30 Meter Spannweite. Die Länge der ganzen Brücke beträgt 380 Meter. Die niedrigsten Teile der Brücke liegen fünf Meter über Hochwasser. Die Brücke über den kleineren Arm des Flusses weilt drei Bögen von je 40 Meter Spannweite auf. Da die schwebeligen Bahnen die gewöhnliche Spurnweite, 1435 Millimeter, die finnischen aber 1524 Millimeter aufweisen, so hat man besondere Anord- nungen treffen müssen, um den Übergang der Rüge zu er- möglichen. Für die übliche Anordnung, eine dritte Schiene, ist der unter der Spurnweite zu gering, und so hat man vier Schienen angeordnet, die auf gemeinsamen Schwellen ange- bracht sind.

Das Nachtquartier in der Kirche. Eine reisende Schau- spielertruppe kam eines Abends spät in ein Landstädtchen. Die Mitglieder der Gesellschaft versuchten, im einzigen Hotel des Städtchens Zimmer zu bekommen; aber der Wirt mußte ihnen mitteln, daß alle vier Zimmer besetzt seien. Die Schauspieler waren in Verzweiflung: „Wo sollen wir die Nacht bleiben?“ — Der Wirt ein gutlicher Mann, dachte